

LIFE TO THE MAX

Meine abenteuerliche Reise zu einem Leben
mit nur vier Stunden Arbeit pro Woche

PHILIPP MAXIMILIAN
SCHARPENACK

© des Titels »Life to the max« von Philipp Maximilian Scharpenack (ISBN 978-3-95972-315-2)
2020 by FinanzBuch Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.finanzbuchverlag.de>

PROLOG

Das Abenteuer Leben beginnt, wo die starren Pläne, die wir uns einst gemacht haben, enden. Wo wir lernen, darauf zu vertrauen, die Wege, die uns geebnet werden, zu gehen. Wo unser Herz fühlt, dass es einen tieferen Sinn gibt, den der Verstand noch nicht begriffen hat.

Es brauchte nicht lange, da kamen schon die ersten Inselbewohner auf mich zu. Sie versammelten sich und bestaunten mich, als wäre ich irgendein exotisches Artefakt.

»Wir haben nicht so häufig Gäste bei uns«, erklärte mir Ratu. »Aber wir freuen uns über jeden, der hier ist.« Ich nickte und lächelte ihn an. Ich hatte mich in den letzten Monaten daran gewöhnt, der Fremde zu sein. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn. Die Sonne stand senkrecht am Himmel, und es war wahnsinnig heiß. Ich hatte den Geruch vom großen Ozean in der Nase und den Geschmack von Salz auf den Lippen. Es fühlte sich nach Freiheit an. Eine starke Böe wehte mir ins Gesicht. Ich schloss für einen kurzen Moment die Augen und hörte das Rauschen der Palmenblätter. »Komm mit«, sagte Ratu. »Ich zeige dir alles.« Ratu nahm mich an die Hand und führte mich durch sein kleines Paradies. Er zeigte mir die gesamte Insel. Seine Insel. Mir wurde jetzt erst richtig bewusst, wo ich war. Am anderen Ende der Welt. Auf einer völlig unbekanntem und nicht an den Tourismus angeschlossenen Fidschi-Insel. Sie war winzig. Bei einem gemütlichen Spaziergang konnte man sie in einer Dreiviertelstunde umlaufen. Es gab nur ein paar vereinzelte Häuser hier. Sehr einfache Häuser. Sie waren aus Holz gebaut und mit Palmenblättern bedeckt. Und in der Mitte dieser unregelmäßig angeordneten Häuser war eine große Feuerstelle. Das war wohl so etwas wie der Marktplatz. Nur dass es hier nichts zu kaufen gab. Die Feuerstelle war der zentrale Treffpunkt. Hier saß der Stamm von Ratu jeden Abend zusammen. Sie aßen Fisch und Mangos

© des Titels »Life to the max« von Philipp Maximilian Scharpenack (ISBN 978-3-95972-315-2)
2020 by FinanzBuch Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.finanzbuchverlag.de>

und tranken Kokosmilch oder selbstgebrannten Rum. Und zu noch späterer Stunde erzählten sie sich Geschichten.

Nachdem mir Ratu sein kleines Königreich präsentiert und wir die Insel erkundet hatten, führte er mich zu meiner Unterkunft. Zu einer kleinen, einfachen Strohütte. Sie war bloß mit einer harten Pritsche ausgestattet. Dafür gab es einen unverstellten Meeresblick. Es gab so gut wie keinen Strom auf der Insel. Natürlich auch keine sanitären Anlagen oder fließendes Wasser, aber damit hatte ich auch nicht gerechnet. »Wenn du etwas brauchst, dann sprich einfach irgendjemanden an.« Ich nickte und stellte meinen Rucksack ab. »Das ist wahrscheinlich nicht das, was du gewohnt bist?« Er schaute mich fragend an und machte eine kurze Pause.

»Ich hoffe, du fühlst dich hier trotzdem wohl?«, fragte er leicht besorgt.

»Es ist perfekt«, sagte ich.

Und es war perfekt.

Es war Ende Dezember, und ich hatte beschlossen, eine Auszeit zu nehmen. Fast das gesamte letzte Jahr war ich gereist, hatte die Welt gesehen und wollte jetzt einfach nur irgendwo ganz abgeschieden unterkommen, um für mich zu sein. Noch vor einigen Wochen war ich in Neuseeland gewesen. Ich hatte gedacht, dass Neuseeland am Ende der Welt liegen würde. Dass es keinen Punkt gäbe, der noch weiter entfernt wäre, bis mir klarwurde, dass es jenseits vom Ende der Welt noch einmal einen Zipfel gab, den man besuchen konnte. Das Ende vom Ende der Welt. Und jetzt war ich hier. Als ich auf den Fidschi-Inseln gelandet war, hatte ich Ratu angesprochen. Ratu war Fischer, und ich bat ihn, mich zu einem Ort zu bringen, der weit von all der Hektik und Oberflächlichkeit der westlichen Welt entfernt war. Er nahm mich mit nach Monu. Seinem Geburtsort. Seiner Insel. Seinem Königreich. Hier war ich nun.

Ich legte mich auf die harte Pritsche, nahm ein paar tiefe Atemzüge und lächelte. Ich begann zu realisieren, an was für einen außergewöhnlichen Ort mich das Leben einmal mehr geführt hatte.

Als die Sonne unterging, zog es mich zur Feuerstelle. Dort saßen bereits die Stammesmitglieder um ein gewaltiges Lagerfeuer und winkten mich freundlich zu sich. Ich nahm Platz. Die Inselbewohner

nahmen mich auf, als wäre ich einer von ihnen. Zur Begrüßung reichten sie mir eine Kokosnuss mit einem Pfropfen.

»Trink!«, lächelte ein Mann, und ich nahm einen großen Schluck von der scharfen Flüssigkeit. Ich musste husten.

»Was ist das?«, fragte ich.

»Selbstgebrannter Rum«, lächelte der Mann und klopfte mir auf die Schulter.

Ein paar Frauen begannen im Takt zu klatschen und Stammeslieder anzustimmen. Nach ein paar Liedern erzählte eine ältere Dame, was heute auf der Insel passiert war. Die Nachrichten des Tages wurden besprochen. Was ist neu an Waren gekommen? Ist irgendetwas kaputtgegangen? Was haben die Kinder gelernt? Einer der Jungen habe große Fortschritte beim Speerfischen gemacht, wurde erzählt.

»Ich erinnere mich noch, wie lange ich für meinen ersten Fisch gebraucht habe«, lachte jemand. »Immer wieder hat mich die Panik gepackt, aber irgendwann – da ging es einfach.«

»Was ist mit dir?«, fragte mich plötzlich jemand, und die kleinen Einzelgespräche verstummten. Ich, der Fremde, stand nun plötzlich im Zentrum der Aufmerksamkeit, und sie alle fingen an, mir Fragen zu stellen.

»Wie ist der Klang eurer Sprache?«

»Wird bei euch auch gesungen?«

»Was singst du am liebsten?«

»Wie lange hast du gebraucht, um an diesen Ort zu kommen?«

»Was ist deine Lieblingsfarbe?«

»Magst du lieber die Sonne oder lieber den Mond?«

Ich versuchte, alles, so gut ich konnte, zu beantworten. Mir selbst gingen auch einige Fragen durch den Kopf. Aber ich beschloss, sie für mich zu behalten, und lieber den Erzählungen der Einwohner zu folgen, um die Antworten für mich selber zu finden.

»Möchtest du morgen wieder mit uns mitfahren?«, fragte Ratu, als ich mich gerade dankend verabschiedete, um schlafen zu gehen. Es musste mittlerweile schon weit nach Mitternacht sein. Die Zeit war verfliegen. Ich schaute Ratu an und lehnte freundlich ab. Ich fühlte mich hier sehr wohl und willkommen. Aber auch die Erinnerung an den etwas wilden Wellengang und die Auswirkungen auf meinen

Magen bekräftigten meine Entscheidung, lieber noch ein wenig auf der Insel zu verweilen.

»Danke, besser nicht«, sagte ich und zeigte lachend auf meinen Bauch. »Dafür würde ich aber sehr gerne wieder mit dir und den anderen morgen Abend am Lagerfeuer sitzen, Rum trinken und Geschichten erzählen.«

Ratu nickte, umarmte mich und wünschte mir eine gute Nacht.

Den nächsten Tag verbrachte ich neugierig auf der Insel. Ich saß am Strand und beobachtete die Kinder, die mit selbstgebauten Speeren ohne Atemmaske tauchen gingen. Ich stoppte die Zeit. Drei Minuten. Vier Minuten. Ich konnte es nicht glauben. Fünf Minuten. Ich machte mir langsam Sorgen. Dann tauchten sie wieder auf, mit Fischen, die zappelnd auf ihren Speeren steckten. Einige Kinder konnten sogar unglaubliche sechs Minuten unter Wasser bleiben. Zwei andere Jungen veranstalteten zur gleichen Zeit ein Wettklettern auf zwei haushohe Palmen. Sie hatten sich eine Machete in die Hose gesteckt und schlugen Kokosnüsse herab. Ich starrte auf die Kokosnüsse, die dumpf auf den Boden schlugen.

»Hey, Max«, riss mich eine hübsch bekleidete Frau aus meinen Gedanken. »Hast du Lust, mit uns zu kochen?«

»Na klar.« Ich stand auf und folgte ihr. Sie brachte mich zu einer Feuerstelle, wo sechs andere Frauen saßen, die frisches Gemüse schnitten: Sojasprossen, irgendwelche Wurzeln und Pilze. Sie wurden angebraten und in einer Kokossauce gekocht und mit Chili und selbstgemachtem Meersalz gewürzt. Derweil legte man den Fisch über das Feuer und strich ihn mit Limettensaft ein. Ich schaute mich um und sah Männer, die die Hütten reparierten, Holz hackten. Alles auf der Insel war in Bewegung und wirkte zugleich doch so friedlich. Und am Abend saßen wir alle gemeinsam wieder am Lagerfeuer und philosophierten über die Welt. So verbrachte ich meine Tage auf Ratus Insel. Und so verbrachte ich auch Silvester. Ein Feuerwerk gab es natürlich nicht. Stattdessen saßen wir alle einfach zusammen und sangen Stammeslieder. Na ja, gesungen haben sie, nicht ich. Aber zumindest ein bisschen mitgesummt. Es gab keinen Ort auf dieser Welt, an dem ich das alte Jahr hätte lieber ausklingen lassen als hier.

Ich war nun eine gute Woche auf der Insel und fühlte das innere Bedürfnis, weiterzuziehen und mehr von Fidschi zu entdecken.

»Kannst du mich zu einer anderen Insel bringen?«, fragte ich Ratu eines Abends.

»Du willst nicht noch bleiben?«

»Ich habe das Gefühl, ich bin bereit für etwas Neues.« Ich stockte kurz. Wie oft hatte ich diesen Satz wohl schon gesagt? Und wie sehr war er zu einem roten Faden für mein ganzes Leben geworden?

»Schade, dass du gehst. Wonach suchst du?« Ich überlegte kurz. Ich hatte es wahnsinnig genossen, so sehr im Einklang mit der Natur zu leben. Aber, wenn ich ehrlich zu mir selbst war, dann sehnte ich mich auch nach etwas Komfort: nach einem bequemen Bett, einer heißen Dusche und einem regenfesten Dach. »Ist dir vielleicht ein Resort bekannt?«, fragte ich ihn vorsichtig.

Ratu klopfte mir auf die Schulter und lachte. »Da kommt der Westen in dir durch, mein Freund. Aber keine Sorge, ich bringe dich zum schönsten Resort, das ich von den Geschichten hier kenne.«

Er nahm mich auf seinem Dingi, seinem kleinen motorisierten Schnellboot, mit und fuhr mich zu einer nahegelegenen Resortinsel. Sie war sehr viel größer als Ratus Insel und touristisch komplett erschlossen. Wir landeten an einem großen, weißen Sandstrand, und ich wurde vom Personal der Ferienanlage mit einer Blumenkette begrüßt, die sie mir um den Hals legten. Ich schaute mich um: Auf der Insel verteilt gab es viele Bungalows, die auf Pfaden miteinander verbunden waren. Ganz zentral lag ein Haupthaus, wo auch die Rezeption und einige Restaurants waren. Auf dem Vorplatz standen Palmen, zwischen die man Hängematten gespannt hatte. Es gab eine Bar mit Exportbieren aus Belgien, Wein aus Frankreich und Wasser aus Italien. Ratu hatte nicht zu viel versprochen. Der pure Luxus. Ich mietete mich ein und nahm erst einmal eine lange, heiße Dusche. Dann machte ich mich mit der Anlage vertraut, schwamm eine Runde im Infinity Pool, wurde aber durch die vielen Menschen hier auch ein wenig verschreckt. Ich war noch nicht so ganz bereit für all die Touristen, die hier an der Bar zusammensaßen. Sie tranken Bier und schauten

auf ihre Handys, auf denen sie sich gegenseitig Urlaubsbilder zeigten. Genau das, was ich nicht wollte. Ich entschied mich zwar im Resort, aber lieber etwas für mich zu bleiben. Ich war von den vergangenen Tagen noch immer so eingenommen, dass ich zwar froh über die Vorzüge des westlichen Komforts war, aber auch ein wenig Abgeschiedenheit suchte. Ich bestellte mir in der Hotelbar ein eiskaltes lokales Flaschenbier und eine Kokosnuss und lief den Strand entlang. Auch hier waren zwischen den Palmen überall Hängematten angebracht. Ich legte mich in eine hinein und schaute Richtung Horizont. Es war früher Abend, und die Sonne ging gerade unter. Es sah aus, als würde sie wie ein roter Feuerball friedlich ins Meer hineinsinken. Ich war von der Schönheit des Augenblicks völlig überwältigt.

Kurz nachdem die Sonne hinter dem Horizont verschwunden war und sich nur noch rötliche Schlieren über den Himmel zogen, sah ich die dunklen Umrisse eines Mannes auf mich zukommen.

»Hey, hey«, sprach er mich an. »Ich habe gesehen, dass du auch Deutscher bist?«

Ich stutzte kurz und fragte mich, woran er das gesehen hatte, aber ich machte mir keine größeren Gedanken darüber. Vielleicht hatte er meinen Pass gesehen, als ich im Hotel eincheckte. Ich nickte dem Mann freundlich zu und schwieg.

»Freut mich sehr, ich bin der Robert«, sagte er und setzte sich ungefragt neben meine Hängematte.

»Schön. Ich bin Max.«

»Tja Max, das ist schon Wahnsinn, oder? Da treffen sich zwei Deutsche ausgerechnet am weitesten von ihrem Heimatland entfernten Plätzchen dieser Welt«

Ich musterte den Fremden. Er war groß und schlank, hatte eine Kurzhaarfrisur und trug Shorts und ein etwas zu weit aufgeknöpftes Hemd im Hawaii-Stil. Er hatte sich vielleicht mit der Insel vertan. Robert war Anfang, Mitte vierzig und schien im Gegensatz zu mir ein ausgeprägtes Redebedürfnis zu haben.

»Ist doch traumhaft hier, was? Ich sage es dir ganz ehrlich, ich bin verdammt froh, dass Typen wie wir uns so einen privilegierten Urlaub leisten können. Ich habe da hart drauf hingearbeitet. Du sicherlich auch.«

Ich schaute aufs Meer und ignorierte, dass er mich für seine Weltsicht vereinnahmte.

»Geil! Diese frische Luft. Dieses kristallklare Wasser. Geil, geil, geil.« Er klatschte in die Hände und streckte seinen gereckten Daumen in die Höhe.

Ich lächelte freundlich und hatte die Hoffnung, dass er mich einfach in Ruhe lassen würde, wenn ich nicht weiter auf ihn einging. Ich hatte wirklich keine Lust auf ein solches Gespräch.

Aber ich täuschte mich. Robert fuhr mit seinem Monolog einfach fort. Es sprudelte nur so aus ihm heraus. »Ich sage es dir ganz ehrlich, Max, ich habe auf dieses Leben hier hingearbeitet. Seit Jahren. Ach was sage ich, seit Jahrzehnten. Ich arbeite bei Bosch, und da habe ich eine ganz schöne Karrierelaufbahn hingelegt. Willst du sie hören?«

Ich schwieg.

»Okay, ich erzähle sie dir!«

Ich nickte nur, fragte nicht nach und beugte mich meinem scheinbar unentrinnbaren Schicksal. Ich legte meinen Hut ein wenig tiefer ins Gesicht, baumelte in der Hängematte vor mich hin und versuchte, an etwas anderes zu denken.

»Ich habe mein Abitur mit 1,1 abgeschlossen und sofort mit einem dualen Studium begonnen. Den Wehrdienst habe ich natürlich umgehen können, um bloß keine Zeit zu verschwenden, und von Tag eins habe ich bei Bosch gezeigt, wer ich bin und wo ich hinwill. Und ich rede davon, dass ich nach ganz oben will, weißt du? Das hat bei meinen Vorgesetzten und Kollegen natürlich Eindruck hinterlassen. Ich habe jeden Tag komplett durchgearbeitet. Ich war nie krank. Parallel studiert. Ein Diplom gemacht. Mit Auszeichnung.«

Ich schloss die Augen und dachte an Ratus Insel, auf der so viel interessantere Menschen lebten, die so viel mehr zu erzählen hatten. Und das, obwohl sie fast niemals mehr als ihre Insel zu Gesicht bekamen.

Während ich in Gedanken und Träumen schwelgte, hörte ich wieder diese nervige Stimme ...

»... nach den ersten Karrieresprüngen habe ich natürlich promoviert – ohne Dokortitel wirst du es nämlich nie zu einem großen Tier

in einem Weltkonzern bringen, verstehst du? Alles nebenbei. Klar. Mit summa cum laude, versteht sich. Heute bin ich richtig reich. Ich arbeite bei Bosch locker sechzig bis achtzig Stunden die Woche. Die Vierzig-Stunden-Woche? Die ist bei mir mittwochs schon voll. Verstehst du? Um mir sowas hier ...«, er stellte seine Beine weit auseinander, lehnte sich zurück und zeigte mit einer ausladenden Bewegung aufs Meer »... leisten zu dürfen.«

Dieser Mann führt das perfekte Exceltabellen-Leben, dachte ich. Für jeden Punkt, den er die Karriereleiter hochkletterte, für jeden Gehaltssprung erfüllte er sich einen vorher festgelegten materiellen Wunsch. Für den Dokortitel gönnte er sich eine Rolex, für eine Teamleiterposition gab es einen Mercedes, und für die Führungsposition sogar eine Eigentumswohnung. Nach einer gefühlten Ewigkeit kam er dann mit seinem Monolog an ein Ende.

»Ich sage es dir ganz offen, Max, ich will in den Vorstand. Selbst wenn ich dann hundert Stunden in der Woche arbeite. Aber man bekommt ja einen Gegenwert, und diesen Gegenwert, den investiert man in solche Urlaube. Zum Akkus-Aufladen, verstehst du?« Ich hatte noch immer kein Wort gesagt.

»Ich persönlich, ich arbeite das ganze Jahr durch, um mir den Jahresurlaub von nur zehn Tagen am Stück zu nehmen. Den Rest lasse ich mir auszahlen. Das zeigt meinem Chef, wie sehr ich gewillt bin, alles zu geben.«

»Ist doch in Ordnung, Robert.«

»Aber klar, man braucht auch seine Auszeiten. Und die nehme ich mir. Wenn ich Urlaub habe, dann lasse ich zumindest am Sonntag auch mein Handy aus. Diesen free space, den gönne ich mir.«

Robert schien zu merken, dass seine Erzählungen keinerlei Emotionen bei mir auslösten, und er schaute mich erwartungsvoll an.

»Und du?«, fragte er mit einem wahnsinnig blöden Grinsen und zog dabei eine Zigarre aus seiner Hawaiihemdtasche. »Was machst du eigentlich?«

Ich lächelte. »Ich mache nichts.«

»Ja klar, du liegst hier in deiner Hängematte und genießt dein Leben. Schon klar. Aber was machst du sonst?«

»Wirklich«, wiederholte ich. »Ich mache momentan nichts. Ich reise umher und schaue mir die Welt an.«

»Ah ja«, sagte Robert und warf mir einen abschätzigen Blick zu. Ich schwieg, und es entstand eine längere Pause. Robert zündete sich seine Zigarre an.

»Also hast du viel Geld geerbt«, warf er mir mehr als Unterstellung denn als Frage entgegen. Es schien ihm keine Ruhe zu lassen.

Geerbt ... Geerbt ... Ich dachte zurück, was mir mein Vater damals bei seinem Tod hinterlassen hatte, und schüttelte die Erinnerung schnell wieder ab. »Ich habe super viele Weisheiten, Lebensfreude und Mut geerbt«, entgegnete ich. »Und eine Armbanduhr.«

»Na gut, aber ... wovon lebst du? Du kannst doch nicht einfach so um die Welt reisen. Das kostet Geld.«

»Ja, schon. Ich habe mir eine Firma aufgebaut, für die ich in der Regel weniger als vier Stunden in der Woche arbeite und die mir ein passives Einkommen generiert. Das Geld investiere ich hauptsächlich in Reisen und in ein gutes Leben.«

»Und wie viel Geld soll das sein?«, fragte er.

»5000 Euro monatlich.«

»Für vier Stunden Arbeit in der Woche?«

»Genau.«

Robert lachte hämisch laut auf. »Du redest einen Scheiß. Das gibt es nicht. Das ist doch völlig verrückt, alle Menschen müssen hart für ihr Geld arbeiten. Oder sie haben es geerbt. Also wie soll so etwas bitte gehen?

»Das ist eine lange Geschichte ...«

»Wir sind am anderen Ende der Welt. Wir liegen hier am schönsten Strand, den ich kenne, haben Kokosnüsse und kühles Bier ... ich kann mir kaum einen besseren Ort für eine lange und gute Geschichte vorstellen als diesen hier.«

»Also gut«, sagte ich. »Wenn es dich wirklich interessiert, dann erzähle ich sie dir ...«

Ich richtete mich in der Hängematte auf, nahm noch einen Schluck von dem kühlen Bier und überlegte kurz, wie ich einsteigen sollte.

»Gut, aber erzähl mir bitte alles von Anfang an«, bat Robert.

© des Titels »Life to the max« von Philipp Maximilian Scharpenack (ISBN 978-3-95972-315-2)
2020 by FinanzBuch Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.finanzbuchverlag.de>

KAPITEL 1

VERLIEREN

Angst. Nichts auf der Welt lähmt uns Menschen so sehr wie die Angst. Und keine Angst ist so mächtig wie die Angst vor dem Verlust. Die Angst davor, die Dinge zu verlieren, die uns etwas bedeuten. Menschen, Besitz, Status. Oft definieren wir uns über das, was wir haben. Aber was sind wir noch, wenn wir das alles verlieren? Unser Besitz ist für viele auch gleichzeitig die Identität. Dabei lässt sich der Verlust auch als eine Chance begreifen. Als eine Chance, sich selbst neu zu definieren. Neue Wege einzuschlagen und neue Seiten an sich selbst zu entdecken. Vielleicht auch eine Seite, die uns viel glücklicher werden lässt. Aber viel zu selten begreifen wir das von alleine. Meistens ist es das Leben selbst, das uns die Möglichkeit offenbart, die Perspektive zu wechseln.

Es war der erste wirklich heiße Frühlingstag in diesem Jahr. Ich saß vor der ewig langen Auffahrt vor unserem Anwesen in Morsum auf Sylt und hatte am Rande der Straße ein großes Handtuch ausgebreitet. Auf dem Handtuch hatte ich einige Muscheln aufgereiht, die ich zuvor am Strand gesammelt hatte. Daneben lag ein Stück Papier. »5 Pfennig klein – 10 Pfennig groß das Stück«. Die Muscheln hatten unterschiedliche Größen und einige von ihnen hatte ich mit Wasserfarben bemalt. Ich war sieben Jahre alt und hatte gerade mein erstes Geschäft eröffnet. Es lief ganz ordentlich. Ich hatte auf die Fahrradfahrer gesetzt, die vorbeikamen – und mich nicht verkalkuliert. Meinen Gewinn investierte ich in gemischte Süßigkeitentüten für eine Mark das Stück.

Ich schaute in Richtung Strand und sah, wie meine Mutter am Horizont erschien. Sie kam mit ihren Freundinnen langsam von ihrem Ausritt zurück. Ich winkte ihr zu. Mama saß auf einem großen,

erhabenen Pferd. Einem schwarzen Friesen. Ihrem Black Beauty. Sie trug ein leichtes, gelbes Tuch über ihrer hellblau-weiß gestreiften Bluse, das im Wind flatterte, und ich fand, dass sie sehr mondän aussah. Ich lief zur Einfahrt und öffnete ihr das große Eingangstor zu unserem Anwesen und begrüßte sie und ihre Freundinnen.

»Und mein Schatz? Hast du heute etwas verkauft?«

Stolz griff ich in meine Taschen und zeigte ihr meinen Schatz in Form einiger Pfennige.

»3 Mark 25 habe ich eingenommen«, sagte ich, während ich neben ihr unsere Auffahrt hinauflief. Im Garten lag mein Vater unter einem Apfelbaum und las ein Buch.

»Mach dich schon einmal fertig, Max«, sagte Mama. »Wir gehen später zu den Meyers.«

Die Meyers. Sie waren eine der fünf großen Familien aus unserem Freundeskreis. Mit denen wir auch auf Sylt einen großen Teil unserer Zeit verbrachten. Alle diese fünf Familien waren genau wie wir: Sie waren ungeheuer reich. Sie hatten riesige Anwesen und gehörten zum Geldadel der Republik. Weder meine beiden großen Schwestern, Isabelle und Daniela, noch ich kannten in unserem Leben das Gefühl, irgendeine Sorge zu haben. Wir hatten alles, was man nur haben konnte. Geld und Status. Und davon mehr als genug.

Mein Vater war ein klassischer Aufsteiger. Jemand, der von ganz unten kam, ein Arbeiterkind, das sich in kürzester Zeit mit harter Arbeit und einem guten Sinn fürs Geschäft aus der Armut herausgearbeitet hatte und sich ein Vermögen aufbauen konnte. Nach der Schule war er nach London ausgewandert, wo er am Hafen Kisten schleppte. Das Geld, das er verdiente, sparte er sich an, und als er genug beiseitegelegt hatte, gründete er seine erste eigene Firma, die sich auf Elektrotechnik spezialisiert hatte. Das waren seine Anfänge.

Mittlerweile hatte er so viel Geld, dass er sich für uns neben unserer Villa in Remscheid auch noch ein Anwesen auf Sylt leistete. Auf Sylt verbrachten wir die Sommermonate. Und dort gab es eben auch die fünf großen Familien, mit denen wir uns regelmäßig trafen.

Etwa die Familie Stiller. Die Stillers besaßen ein Pharmaunternehmen, das sie reich, und eine alternative Apotheke sowie ein Reform-

haus, die sie glücklich machten. Frau Stiller war komplett begeistert von alternativer Medizin. Sie glaubte, wie meine Mutter, dass alle Krankheiten der Welt einen Ursprung im Geist oder der Seele hatten. Und diese könne man am besten mit Globuli, Akkupunktur und einem guten inneren Mindset behandeln. Die Stillers waren ziemlich chaotisch, aber genau das mochte ich an ihnen. Bei ihnen im Haus war immer Tag der offenen Tür. Freunde und Nachbarn waren wirklich immer willkommen. So war alles zwar ein bisschen chaotisch, aber auf eine liebevolle Weise. Im Gegensatz zu den anderen Familien waren die Stillers ein bisschen hippiemäßig drauf und gaben dem Geld, das sie besaßen, keinen allzu hohen Stellenwert. Das volle Gegenprogramm zu den Hennickses etwa. Frau Hennicke war die älteste Schulfreundin meiner Mutter, ihr Mann ein Zahntechniker mit leicht spießigen Grundzügen. Sein Haus war stets penibel aufgeräumt, die Hecken auf den Zentimeter genau geschnitten und der Rasen natürlich immer getrimmt.

Im Vergleich zu den anderen verzichtete er auf die übertriebene Ausstellung von Materialismus. Er war der Einzige im Kreis der Freunde, der keinen Sportwagen, keine überbewerteten Luxusuhren hatte und bei Besuchen nicht immer gleich mit dem teuersten Champagner protzte.

Die Familie Stahlberger war für mich die mysteriöseste der Familien. Herr Stahlberger war ein Phantom. Man hatte ihn so gut nie zu Gesicht bekommen. Ständig war er auf irgendwelchen Geschäftsreisen. Er hatte sich Vermögen aufgebaut, in dem er Kirmes-Geräte weltweit verkaufte. Autoscooter, Geister- und Achterbahnen.

Und zuletzt die mit uns am engsten befreundete Familie Dullmann. Peter Dullmann war Chef eines Ärztecenters, das er mit zwielichtigen Geschäftspartnern aufgebaut hatte. Peter hatte ein Faible für Autos. Für Oldtimer. Er hatte sich eine richtige Sammlung aufgebaut und verbrachte seine Wochenenden am liebsten auf der Rennstrecke.

»Möchtest du mit dem Fahrrad rüberfahren oder mit dem Porsche?«

»Mit dem Porsche«, sagte ich und strahlte. Die Meyers wohnten eigentlich nur ein paar Hundert Meter von uns entfernt. Aber es gab keine Strecke, für die es sich für mich nicht lohnte, in einen Porsche

zu steigen, charakterisierte mein Vater mich mal halb im Scherz, halb im Ernst. Und er hatte recht.

Ich ging in unser großes, reetgedecktes Haus und zog mich um, während Mama die Pferde in die große Stallung hinter unserem Haus brachte, wo meine Schwestern sie dann striegelten und frisiereten. Unser Haus war wirklich riesig. Wir hatten nicht bloß alles, was wir brauchten. Wir hatten noch viel mehr. Am späten Nachmittag stieg ich neben meinem Vater in den silbernen 9uer-Porsche, der direkt neben seinem schwarzpolierten 7er-BMW in der Auffahrt parkte. Mama und meine Schwestern nahmen die Pferde.

Dann fuhren wir los. Ich kurbelte das Fenster runter und genoss die frische Meeresluft. »Ich glaube, ich war noch nie bei dem neuen Anwesen der Meyers«, sagte ich.

»Du wirst begeistert sein.«

Wir fuhren etwa fünf Minuten, als wir vor einem massiven, vergoldeten Tor zum Halten kamen. Mein Vater drückte auf die Porsche-Hupe und wartete, bis einer der Bediensteten kam und das Tor öffnete. Er nickte mit seinem Kopf leicht nach rechts.

»Da drüben«, sagte er, »wohnen die Schleckers.«

Als die Tore geöffnet waren, fuhr mein Vater eine breitspurige, imposante Auffahrt hoch, bis wir endlich vor einer riesigen Villa parkten. Ich hatte schon viel gesehen. Aber das hier stellte alles in den Schatten. Es sah aus wie Disneyland. An der Tür begrüßte uns Rainer Meyer. Er war schon öfter bei uns zu Besuch gewesen und eine wirklich eindrucksvolle Person. Großgewachsen, schlank und sportlich, das grau melierte Haar streng nach hinten gekämmt. Er trug einen weißen Anzug, ein leicht aufgeknöpftes schwarzes Hemd und eine goldene Patek Philippe, eine Tourbillon mit Ewigkalender, wie mir Papa später beeindruckt erklärte.

»Na, endlich darf ich auch einmal die Familie Scharpenack in meinem bescheidenen Anwesen begrüßen«, sagte er jovial und ungekünstelt. Er gab jedem von uns die Hand und führte uns über sein riesiges Anwesen. Das gesamte Haus war mit kostbarem Marmorboden ausgelegt. An den Wänden hingen prachtvolle Gemälde, die aussahen, als wären sie ein Vermögen wert. Im Garten hatte er nicht bloß einen Pool, sondern gleich eine ganze Pool-Anlage, die aussah,

als sei sie der berühmt-berüchtigten Grotte in Hugh Hefners Playboy Mansion nachempfunden.

»Dort hinten«, sagte er und zeigte mit dem Finger Richtung Horizont »ist mein Gestüt. Wir haben ein paar wunderbare Zuchthengste.«

Ich bewunderte diesen Mann. Rainer Meyer war für mich eine imposante Figur. Ich war noch jung und hatte nicht viel Ahnung von Geld, aber ich spürte ganz instinktiv, dass er rein finanziell viele Stufen über meinem schon sehr reichen Vater stand. Und dabei blieb er ganz unpräzise. Rainer Meyer prätzierte nicht mit dem was er hatte, er präsentierte es nur ganz selbstverständlich. Dabei war er ein generöser Gentleman. Nachdem meine Mutter mit Frau Meyer am Pool Platz genommen hatte und meine Schwestern in die Pferde-Welt reisten, zeigte Meyer meinem Vater und mir seinen Fuhrpark. Er wusste, dass wir beide ziemlich autobegeistert waren. Und mein Vater behielt recht, als er heute Morgen prognostiziert hatte, dass ich beeindruckt sein würde. Meyer hatte alles, was man sich nur vorstellen konnte, und noch viel mehr. Lamborghinis, Ferraris, Jaguars. Ich lief von Auto zu Auto und hatte das Gefühl, mein Herz würde sich überschlagen vor Freude. Es war wie in einem Film. Nur besser.

Die Meyers hatten auch drei Kinder, die schon ein paar Jahre älter waren als ich. Dennoch waren sie unglaublich gastfreundlich und zeigten mir ihr Spielzeug, um mich zu beschäftigen, während Papa mit Herrn Meyer Erwachsenengespräche führte.

Als wir am Abend wieder nach Hause fuhren, fragte ich meinen Vater, warum die Meyers so reich seien.

»Er ist Arzt, Max.«

»Aber nicht alle Ärzte haben eigene Rennpferde, oder?«

»Nein, aber Herr Meyer ist ein besonders guter Arzt. Und wenn du in etwas besonders gut bist, dann kannst du dir auch irgendwann mal Rennpferde leisten.«

Das klang damals für mich ziemlich logisch, war aber nur die halbe Wahrheit. Rainer Meyer war natürlich kein einfacher Arzt, sondern ein weltbekannter Hämatologe. Er hatte ein Verfahren erfunden, wie man Blutproben auf den HI-Virus testen konnte, und er hatte in den 1980er-Jahren ein Vermögen damit gemacht. Sein Institut war damit